

PIPER

EXKLUSIVE
LESEPROBE

Katrin Tempel
HOLUNDER
Roman
LIEBE

Entdecke neue Seiten

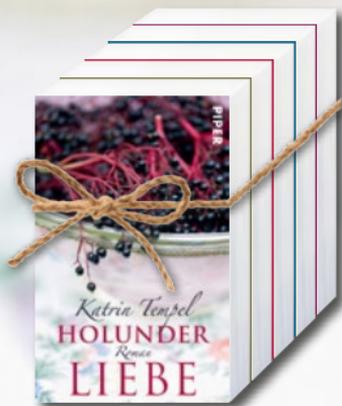
 **Thalia**.de
Bücher, Medien und mehr

Stöbern. Entdecken. Bestellen:
www.thalia.de



Mitmachen & Gewinnen!

Teilnahme unter www.thalia.de/holunderliebe



1. Preis:

Ein Buchpaket
im Wert von **50,- €**

2.-5. Preis:

Je einmal »Holunderliebe«
von Katrin Tempel

Teilnahmeschluss ist der 31.08.13.

Teilnahmebedingungen unter www.thalia.de/holunderliebe

Münster, heute

Der dünne, helle Stängel reckte sich entschlossen aus der dunklen Erde ins Licht. Drei Blättchen versorgten ihn mit der nötigen Energie für seine Reise in Richtung Himmel. Vorsichtig nahm ich den kleinen Papierbecher, in dem das Pflänzchen wuchs, in die Hand. Noch vor wenigen Wochen hatte ich ihn aus einer alten Zeitung gefaltet – so wie die zwanzig anderen. Damals hatte ich mich noch auf den Frühling gefreut, heute wollte ich mir den Rest des Jahres nicht mehr vorstellen. Zu viel war an diesem einen Tag geschehen.

Mit einer kleinen Hacke lockerte ich die Erde in dem Frühbeet und bohrte dann mit dem Finger ein Loch, in dem diese winzige Tomatenpflanze Wurzeln schlagen sollte. Vorsichtig setzte ich sie hinein, drückte die Erde ein bisschen fester und strich mit dem Zeigefinger sanft über ein Blättchen. Meine Pflanzen sollten nicht leiden, nur weil ich gerade nichts als meine rabenschwarze Zukunft sah. Sie hatten sich tapfer aus den winzigen Samen hervorgekämpft und ein Recht darauf, der Sonne entgegenzuwachsen.

Ich nahm die nächste Pflanze und bereitete ihr das Beet vor. Vor meinen Augen verschwamm alles. Trotzig schniefte ich. Ich würde jetzt nicht weinen. Schon gar nicht wegen dieses Fachidioten, der einen genialen Vortrag nicht von einer besseren Schülerarbeit unterscheiden konnte. Was hatte er noch mal gesagt? »Liebe Frau Opitz, Ihr Referat entbehrt jeder wissenschaftlichen Grundlage. Sie haben sich mit Fragen nach dem Alltag verzettelt und dabei das große politische Geschehen außer Acht gelassen.« Mit Fragen nach dem Alltag verzettelt! Was er damit sagen wollte, war klar. Ihn, den Fach-

mann für die Zeit der Rosenkriege, interessierten nur Stamm-
bäume, Schlachten und Kriege. Dafür, was die einfachen
Leute der damaligen Zeit beschäftigte, hatte er keinen Blick.
Dabei konnten sich die meisten Menschen damals ganz si-
cher nicht den Luxus leisten, auch nur eine Sekunde über das
Weltgeschehen nachzudenken. Die »einfachen Leute« waren
so einfach, dass sie kaum bis zehn zählen konnten. Warum
auch? So viel besaßen sie sowieso nicht. Und das sollte im
großen wissenschaftlichen Zusammenhang völlig unwichtig
sein? Wohl kaum. Keine Ahnung hatte dieser Professor. Nur
leider war er für mein Fortkommen in Sachen Geschichts-
studium ganz schön wichtig. Wenn er mir keinen Schein für
meinen Vortrag ausstellte – und das mit einer ordentlichen
Note –, dann konnte ich meinen Abschluss im kommenden
Jahr vergessen.

Langsam fuhr ich mit der Hacke durch die kühle Erde.
Es kam jetzt drauf an, sorgfältig und gewissenhaft zu sein.
Wenigstens meine Tomaten sollten es gut haben. Behutsam
drückte ich den Finger in den Boden und atmete dabei vor-
sichtig aus. Das Geheimnis lag nicht in der Geschwindigkeit
und der Kraft, sondern in der Liebe und der Sorgfalt. Dann
wurde aus jedem Garten ein kleines Paradies. Mein kleines
Paradies.

Aus dem ich gerade vertrieben worden war. In meinen
Gedanken verschwand das Gesicht des Professors und
wurde durch das von Erik ersetzt. Erik. Mein Freund. Oder
Exfreund? Oder einfach nur »guter Freund«? Ich wusste es
nicht. Auf jeden Fall hatte Erik mich an diesem Nachmittag
mit ernstem Blick angesehen, war sich mit der Hand über das
raspelkurz geschorene Haar gefahren und hatte dann erklärt:

»Ich brauche mehr Zeit für mein Studium! Mir ist schon zu viel Zeit verloren gegangen. Das muss ein Ende haben. Ich hoffe, du verstehst, dass ich dich deswegen in den nächsten Wochen nicht mehr so oft sehen kann. Das verstehst du doch, oder?«

Verstand ich es? Gut, ich bin keine dieser besitzergreifenden Zicken, die glauben, dass man einen Menschen rund um die Uhr an einen binden kann. Das will ich auch gar nicht. Aber Erik hat sich bisher noch nie auch nur eine einzige Sekunde auf sein Studium konzentriert. Auf ein Kickboxturnier? Ja. Auf ein ach so vielversprechendes Praktikum bei irgendeiner Zeitschrift? Auch. Aber wissenschaftliche Höchstleistungen waren von ihm ebenso wenig zu erwarten wie ein richtig guter Zeitungsartikel. Das war zumindest meine Meinung. Am besten war Erik leider zweifellos auf der Jagd nach einer Party. Oder nach einem Mädchen, dem es reichte, dass sie den gut aussehenden Supermann aus dem Mittelalterseminar an ihrer Seite hatte. Wenn auch nur für kurze Zeit. Wie hieß seine neue »Studienkollegin« noch gleich? Silke? Erstes oder zweites Semester, große Augen, lange Beine und irgendwo unter den langen Haaren sicher auch genug Hirn, um zu lächeln.

Ich schob eine Haarsträhne hinters Ohr und atmete tief durch. Das war ungerecht von mir. Bestimmt war Silke sogar nett. Ein Kumpel, mit dem man viel lachen und anderen Spaß haben konnte. In meiner Phantasie tauchten Silke und Erik auf, sich leidenschaftlich küssend, auf einem Bett, das ich sofort als das von Erik erkannte. Mit einem Kopfschütteln vertrieb ich das Bild. Er wollte sich einfach nur auf sein Studium konzentrieren, sonst nichts, und ich wurde langsam, aber

sicher zu einer ekelhaft eifersüchtigen Frau. Dabei hatte ich noch nicht einmal einen echten Anspruch auf Erik. Wir waren seit dem ersten Semester Freunde, hatten viel Zeit miteinander verbracht, und hin und wieder waren wir eben Freunde mit gewissen Vorzügen. Das hatte viele Vorteile, die mir in diesem Moment allesamt entfallen waren.

Mit einem kleinen Seufzer nahm ich die letzte Pflanze und setzte sie vorsichtig in ihr neues Zuhause im Frühbeet. Dann schloss ich den Glasdeckel, der sich schräg über die Pflanzen senkte und in den nächsten Wochen jeden einzelnen Sonnenstrahl in reine Wärme verwandeln würde.

Die Sonne stand immer noch hoch am Himmel. Was konnte ich als nächstes tun, damit meine Gedanken nicht wieder um den Professor und meine Unwissenschaftlichkeit oder um Erik und seine Silke kreisten? Ich blickte mich um, doch der Garten war makellos aufgeräumt. Hier konnte ich mich beim besten Willen nicht mehr weiter beschäftigen. Ein langer Spaziergang in den nahe gelegenen Wald wäre wahrscheinlich eine gute Idee. Oder schnell in die Joggingsschuhe schlüpfen und etwas für die Gesundheit tun? Mein Gewissen meldete sich. Ich sollte mich vielleicht etwas tiefer in das Treiben der Yorks oder der Lancasters vertiefen und ein paar politische Schachzüge dieser Herrscher auswendig lernen. Dann hätte ich eine winzige Chance, meine Seminararbeit zu überarbeiten. Das Referat war schließlich nur die halbe Miete, entscheidend war die schriftliche Arbeit dazu. Damit konnte ich diesen auf Stammbäume und Schlachten versessenen Professor noch beeindrucken. Das bedeutete aber auch, dass ich wieder in die Bibliothek musste, um alles ein

zweites Mal durchzuarbeiten. Staubige Bücher, genervte bibliothekarische Hilfskräfte, altmodische Systeme, nach denen die Bücher geordnet waren. Das klang zwar nach wenig Spaß, aber wenigstens wäre ich gründlich abgelenkt. Und wenn es eine Sache gab, auf die ich mich verlassen konnte, dann diese: Erik war sicher nicht in der Bibliothek. Nicht an einem der ersten schönen Frühlingstage, an denen die Studenten sich in Straßencafés und am Ufer des Aasees die Sonne auf die Nase scheinen lassen.

Ich wusch meine Hände, kümmerte mich nur wenig um die Erdreste, die sich unter den Fingernägeln angesammelt hatten, bürstete meine Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen und schwang mich auf mein Fahrrad. Die Strecke bis zur Uni konnte ich locker in einer halben Stunde fahren. Noch schneller, wenn ich eine Abkürzung durch den Wald nahm, die tagsüber romantisch und ruhig war – und nachts unheimlich und dunkel.

Die Bewegung tat mir wirklich sehr gut. Vor dem historischen Seminar sprang ich voller Elan von meinem Fahrrad, stellte es zu den Hunderten von anderen Rädern und betrat beschwingt die Bibliothek. Hier blieb meine Laune allerdings augenblicklich in der abgestandenen Luft und dem staubigen Geruch nach alten Büchern und Jahrhunderten Gelehrsamkeit hängen. Schwung und frische Luft hatten hier nichts verloren. Doch bevor ich mir selbst auch nur die geringste Chance gab, über eine Rückkehr in meinen Garten oder wenigstens in die Frühlingssonne nachzudenken, schlug ich das erste Buch auf und machte mich an die Arbeit ... und versank wie so oft in einer fremden Zeit.

Stunden später griff ich nach dem nächsten Buch, das auf dem hohen Stapel neben mir lag. Keines, auf das ich große Hoffnungen setzte. Im Gegenteil: Dieses Buch hatte ich eher aus Versehen bestellt. Ich hatte nicht bemerkt, dass es aus dem 16. Jahrhundert stammte und damit wohl kaum den neuesten Forschungsstand widerspiegelte. Aber jetzt, wo es schon einmal auf meinem Tisch lag, wollte ich wenigstens kurz hineinsehen. Nur wenige Minuten später rutschte ich nervös auf meiner Stuhlkante hin und her. Ausgerechnet in dieser alten Quelle hatte ein Autor alle Kriege und Konflikte aus der Zeit der Rosenkriege fein säuberlich aufgezeichnet. Das hier war genau die Information, die meiner Seminararbeit womöglich doch noch den richtigen wissenschaftlichen Anstrich geben würde. Eine alte Quelle über eine noch ältere Zeit – und es ging ausschließlich um Militärstrategie und den Einsatz von Waffen. Das klang so langweilig, das musste einfach genau das sein, worauf mein Professor abfahren würde.

Da knisterte es im Lautsprecher.

»Liebe Benutzer unserer Bibliothek, diese Einrichtung wird in wenigen Minuten geschlossen. Wir bitten Sie, die Leihobjekte zurückzugeben und die Räumlichkeiten zu verlassen.«

Abgesehen von mir, war nur noch ein einziger Student bei der Arbeit, und das Mädchen an der Ausgabe sah konzentriert auf ihr Handy und tippte wie wild darauf herum.

Keine Ahnung, was mich in diesem Augenblick dazu trieb, das Buch in meine geräumige Tasche fallen zu lassen. Wenn ich mich richtig erinnere, dann war es einfach die Erkenntnis, dass ich am Wochenende ausreichend aus diesem Buch notieren könnte, um es in meine Arbeit einzubauen. Mit einem Blick vergewisserte ich mich, dass niemand meine

»Wochenendausleihe« bemerkt hatte. Dann stand ich auf, zog meine Jacke an, warf den Trageriemen meiner Tasche über die Schulter und ging mit einem lässigen Winken in Richtung Aufsicht aus dem Raum. So einfach ging es also, einen alten Wälzer zu klauen. Um diese Erkenntnis reicher schwang ich kurz darauf mein Bein über den Fahrradsattel und trat in die Pedale.

Ich hatte unwillkürlich die Abzweigung durch den Wald genommen, die ich nachts sonst eher mied. Zu allem Überfluss hatte auch noch ein leichter Nieselregen eingesetzt. Der Frühling nahm ganz offensichtlich eine Auszeit. Jetzt funzelte nur mein LED-Licht durchs Dunkel. Mit diesen Dingen konnte man nicht wirklich gut sehen. Dafür leuchteten sie weiter, wenn man an der Ampel stehen blieb. Hier zwischen den Bäumen stand mir nach nichts weniger der Sinn als nach Stehenbleiben.

In diesem Augenblick tat es einen Schlag, mein Lenker drehte sich um 90 Grad zur Seite, blockierte, und mein Fahrrad schlug mit einem hässlich metallisch kratzendem Geräusch auf den Boden aus fest getretenem Schotter auf, während ich selber über den Lenker ging und auf dem Rest Wintersplit meine Handflächen aufriss.

»Mist!« Einige Sekunden lag ich bewegungslos auf der Seite und rang wieder nach Atem. Meine linke Handfläche brannte, ebenso meine linke Gesichtshälfte und das Knie. Vorsichtig bewegte ich erst das Bein, dann den Arm und fasste mir vorsichtig ins Gesicht. Ein brennender Schmerz ließ meine Hand zurückzucken. »Autsch!« Offensichtlich hatte ich mir die Haut abgeschürft. Das tat höllisch weh, würde mir aber sicher keinen Aufenthalt im Krankenhaus einbringen.

Im Dunkeln tastete ich nach meinem Fahrrad und erhob mich mühsam. Als ich das Teil aufrichtete, merkte ich, dass der Lenker verdreht war und ... der Fahrradkorb leer. Meine Tasche war durch den Sturz offensichtlich herausgeschleudert worden – und mit ihr das alte Buch! Hektisch suchte ich den Boden in immer weiteren Kreisen ab, und tatsächlich: Im hohen, nassen Gras, direkt neben dem Weg, lag meine Tasche. Offen.

»Mistmistmistmist!«, schimpfte ich und spähte im sparsamen Licht der Fahrradlampe hinein. Aber schon beim Anheben hatte ich es gemerkt: zu leicht. Das wertvolle alte Buch lag hier irgendwo auf dem nassen Boden und wurde in dem Nieselregen mit jeder Sekunde, die ich es nicht finden konnte, noch stärker durchweicht. Hektisch fuhr ich mit meinen Fingern durch das Gras am Wegrand. Steine, ein dorniger Ast, irgendetwas eklig Weiches, das an meinen Fingern kleben blieb und das ich hektisch an meinen Hosenbeinen abwischte, dann endlich: die Ecke des Buches. Ich nahm es hoch und versuchte das Ausmaß des Schadens einzuschätzen. Sinnlos. Viel zu dunkel, aber zumindest fühlte es sich fast unversehrt an. Es fiel immerhin nicht auseinander, als ich es in die Hand nahm. Schnell stopfte ich es wieder in meine Tasche, warf diese wieder in den Fahrradkorb und fuhr weiter. Das Schutzblech knatterte ohrenbetäubend laut an den Speichen, der Lenker saß schief – aber das Fahrrad bewegte sich. Während ich weiter nach Hause fuhr, wurde aus dem Nieseln ein echter kalter Landregen, der wirklich nichts Frühlingshaftes mehr an sich hatte, und als ich endlich zu Hause ankam, war ich bis auf die Knochen durchweicht, mein Gesicht brannte vor Kälte, und meine Finger waren steif und rot.

Als ich das kleine Haus betrat, sahen mich drei Augenpaare aus der Küche neugierig an. Meine drei Mitbewohner. Tom hob eine Augenbraue. »Was hast du denn gemacht? Ringkampf mit den Waldgeistern? Brauchst du Hilfe?«

Ich winkte ab. »Halb so schlimm. Habe die Abkürzung durch den Wald genommen und bin wohl über eine Wurzel oder etwas Ähnliches gestolpert.« Ich wollte möglichst schnell in mein Zimmer und mir das alte Buch ansehen – da kam mir das Mitgefühl von Tom, Sandra und Ben unpassend. Aber so schnell konnte ich sie nicht abschütteln.

Sandra deutete auf mein Gesicht. »Bist du dir sicher, dass du nicht zum Arzt musst? Das sieht nicht gut aus!«

»Mir ist eher nach einer heißen Dusche«, wehrte ich ab. »Ich friere wie ein Schneider, und ich wette, wenn ich erst einmal ordentlich sauber bin, dann sieht das nur noch halb so wild aus.«

Damit verschwand ich schnell in meinem Zimmer, machte hektisch das Licht an und holte das Buch aus meiner Tasche. Für einen Moment war ich erleichtert: Der lederne Umschlag war etwas feucht und dreckig – sah aber unversehrt aus. Vorsichtig schlug ich das Buch auf. Und holte tief Luft. Der Buchdeckel hing nur noch mit ein paar Fasern am Buchrücken fest. Durch die Wucht des Aufpralls war er fast vollständig abgerissen. Das war mehr als nur ein bisschen Schmutz. Das war ein Buch, das ordentlich restauriert werden musste.

Auf dem Flur hörte ich unser Telefon. Sekunden später klopfte es.

»Deine Mutter. Kannst du sprechen?« Toms Stimme.

Ohne lange nachzudenken, öffnete ich die Tür und streckte meine Hand hinaus. »Sicher, immer her damit.«

»Hallo Schatz, wie geht es dir?«

In der Sekunde, als ich die mitfühlende Stimme meiner Mutter hörte, stiegen mir die Tränen in die Augen. Ich ließ mich langsam auf den Boden gleiten und holte tief Luft.

»Nicht so gut ...«

Kein Mensch auf dieser Welt kennt mich so gut wie meine Mutter. Das sagt wahrscheinlich jeder, aber bei mir stimmt es wirklich. Sie hat immer einen Ratschlag bereit. Als ich noch kleiner war und ständig mit aufgeschlagenen Knien aus dem großen Garten hinter dem Haus angerannt kam, hatte sie noch Pflaster und Arnikatinkturen. Später, als ich verpickelt und unglücklich ständig in die Typen verliebt war, die sich kaum an meinen Namen erinnern konnten, konnte ich mir immer sicher sein, dass sie mit wenigen Worten meinen Weltschmerz lindern konnte. Und auch jetzt hörte meine Mutter sofort, dass ihre Tochter gerade alles andere als fröhlich war.

»Was ist denn passiert? Du hörst dich an, als sei der Weltuntergang nahe!«

Ich schluckte. »Ach, Mama ...« Und dann brach es aus mir heraus. Alles. Erik und seine Ansage, dass er künftig mehr Freiheit brauchte. Der Professor, der meine Arbeit nicht verstand. Dieser blöde Einfall, dass ich das alte Buch über das Wochenende mitnehmen wollte, der Sturz, der Regen, das verdreckte, zerrissene Buch. »Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll!«, bekannte ich mit einem hörbaren Schniefen und kam mir vor wie ein kleines Mädchen, das seiner Mutter ein aufgeschlagenes Knie zeigt und um ein Pflaster bittet. Eins mit Micky Maus drauf.

Für einen Moment war es still im Hörer. Dann ein leises Seufzen. »Mein armer Schatz.« Ich konnte förmlich hören,

wie meine Mutter um ein paar sinnvolle Lösungen rang. »Wegen des Buchs. Ich bin mir nicht sicher, aber vielleicht ist der Schaden ja gar nicht so groß, den du da angerichtet hast. Ich habe eine Bekannte, die ist Buchbinderin. Was bei der hin und wieder auf dem Arbeitstisch landet, sieht nach nicht sehr viel mehr als Altpapier aus. Wenn wir die um Rat fragen, kann sie uns womöglich helfen. Du hast doch gesagt, dass die Seiten im Inneren nur ein wenig feucht geworden sind ... keine Risse oder etwas Ähnliches? Dann ist es doch gar nicht so schlimm.«

»Kann ich dir das Buch schicken?«, fragte ich vorsichtig.

»Ja. Wickel es einfach in ein dickes Handtuch und steck es in ein Paket – und ich bringe es der Buchbinderin, sobald ich es habe. Dann rufe ich dich an und erzähle dir, wie sie die Lage sieht.«

Nur wenige Tage später weckte mich das laute Klingeln meines Handys. Es dauerte gefühlte Stunden, bis ich das unablässig klingelnde Ding endlich in den Untiefen meiner Tasche gefunden hatte und es an mein Ohr presste.

»Ja?«

»Entschuldigen Sie bitte die Störung. Spreche ich mit Lena Opitz?« Eine freundliche Stimme, die sicher einer älteren Dame gehörte.

»Ja, ich bin Lena Opitz. Was kann ich denn für Sie tun?« Dabei bemühte ich mich um meinen nettesten Ton am Telefon.

»Mein Name ist Brunhilde Reich. Sie kennen mich nicht, aber ich bin mit Ihrer Mutter befreundet. Die hat mir vor ein paar Tagen dieses alte Buch gebracht, das wohl durch eine Unachtsamkeit ...«

»Um Himmels willen, Sie sind das?« unterbrach ich sie. »Selbstverständlich weiß ich, wer Sie sind. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie dankbar ich bin, dass Sie dieses Buch wieder restaurieren können.«

Einen Moment lang schwieg es aus meinem Telefon. Dann wieder die Stimme, die etwas unsicher klang. »Ich habe da etwas entdeckt, als ich den Einband entfernt habe, um ihn zu reparieren.«

»Entdeckt? Hat es Ungeziefer?«

»Nein, nein«, lachte meine unbekannte Retterin. »Das Buch war in einem einwandfreien Zustand, also, zumindest bis es auf dem Boden landete. Deswegen hat wohl noch nie jemand den Einband entfernt.« Wieder dieses Zögern. Dann redete sie weiter. »Ich weiß nicht, wie weit sie mit den Gebräuchen im Hochmittelalter vertraut sind, wenn es um die Gewinnung von Papier und Pergament geht?«

»Das Zeug war sehr teuer?«, versuchte ich zu raten.

»Stimmt. Deswegen hat man alte, überflüssige Schriftstücke gerne wiederverwendet.«

»So eine Art frühes Recycling«, stellte ich fest. »Ich habe mal davon gelesen. Wie heißt das? Palimpsest oder so?«

»Ja. Das war nicht selten, und bei der Restaurierung von alten Büchern taucht das dann wieder auf. Meistens sind die alten Schriften unwichtig, aber dieses Mal habe ich das Gefühl, es könnte sich um einen bedeutenden Fund handeln.«

Mir dämmerte, wovon diese Frau redete. »Das heißt, Sie haben in diesem alten Buch ein verborgenes anderes Buch entdeckt? Was ist es denn?«

»Nein, kein komplettes Buch. Nur eine große Seite, das ist alles. Ich bin mir nicht sicher, aber die Schrift sieht für

mich aus wie karolingische Minuskel. Ich kann mich aber auch täuschen.«

Karolingische Minuskel? Wenn diese Buchbinderin auch nur ansatzweise recht hatte, dann war das Schriftstück um die 1200 Jahre alt. Aus dieser Zeit gab es nicht allzu viele Originaldokumente, dafür hatte es in Europa zu oft gebrannt, geregnet oder Krieg geherrscht. Den Rest hatten wahrscheinlich Motten gegessen. Eine Sache stand jetzt zumindest fest: »Liebe Frau Reich, das konnte ich nicht ahnen. Ich steige noch heute Vormittag in den Zug, dann bin ich heute Abend bei Ihnen.«

Acht Stunden später kletterte ich aus dem Vorortzug, der mich bis in den kleinen Ort an der Weinstraße gebracht hatte, in dem meine Eltern lebten. Es war Abend, in den Restaurants saßen gut gelaunte Menschen, die ihren Abend genossen. Nur ich eilte durch die schmalen Gassen, bis ich die hell erleuchtete Werkstatt von Mamas Freundin gefunden hatte.

Ich drückte die Klinke herunter und fand mich in einer kleinen Werkstatt wieder, in der Bücher in allen Zuständen auf der Werkbank lagen. Keines davon mein Werk aus dem 16. Jahrhundert – und doch wusste ich, dass es hier irgendwo sein musste. In einer Klemme eingespannt sah ich ein alt aussehendes Buch, es roch schwach nach Leim. Neugierig sah ich mich um, als auch schon eine ältere Frau aus einem Nebenraum kam und mich mit ausgestreckter Hand begrüßte.

»Du musst Lena Opitz sein, du siehst genau so aus, wie deine Mutter dich immer beschrieben hat.«

Ohne große weitere Vorreden schloss sie die Eingangstür ab und dreht ein Schild um, sodass in der Tür jetzt »Geschlossen« stand. Dann zog sie noch eine Jalousie nach unten, und wir waren ungestört. Mit wenigen Handgriffen räumte sie

alle halb fertigen Bücher auf der großen Werkbank zur Seite. Dann griff sie in ein Fach unter der Werkbank und holte einen Kasten hervor, in dem ich sofort mein Handtuch wiedererkannte. Fast andächtig schlug Brunhilde den Stoff zur Seite, hob vorsichtig den Buchdeckel ab und legte ihn auf die Arbeitsfläche. Langsam trat ich näher. Überraschend klar und deutlich erkannte ich die Schrift. Ich fuhr behutsam mit den Fingerspitzen über das Papier – und hielt vor Überraschung für einen Augenblick die Luft an. Täuschte ich mich, oder ging von den sorgfältig geschriebenen Buchstaben so etwas wie ein Magnetfeld aus? Es kribbelte leicht, fast unmerklich in meinen Fingern. Ich zog die Hand zurück und legte sie dann erneut auf das Pergament. Wieder ein leises Kribbeln.

Ich sah die Buchbinderin an. »Das fühlt sich ja fast so an, als sei es elektrisch aufgeladen. Ist das möglich?«

Ein überraschter Blick hinter den Brillengläsern, dann ein Kopfschütteln. »Nein, ich spüre nichts. Ich sehe nur eine alte Schrift in einem fast perfekten Erhaltungszustand. Was sagt die Geschichtsstudentin in dir? Haben wir es wirklich mit einem Buch aus dem 12. Jahrhundert zu tun?«

Ich zwang mich, das leise Kribbeln in den Fingerspitzen zu ignorieren, und sah die Buchstaben genauer an. Das gestochen scharfe Schriftbild, die leicht lesbare Schrift – über diese Art des Schreibens gab es keinen Zweifel. Karolingische Minuskel in ihrer reinsten Form, die Vorform der modernen Druckschrift. Ich neigte mich über die alte Schrift und fing an, die ersten Zeilen zu entziffern. Leider war mein Latein nicht das Beste ...

»Vorzug des ruhigen Lebens ...«

Ein Gedicht? Ich versuchte ein paar Zeilen weiter zu lesen.

Über Böden und ihre Früchte? Das konnte doch kaum sein. Gab es ein Gedicht, bei dem es ausschließlich um Böden ging? Wieder strich ich mit den Fingerspitzen vorsichtig über die alten Buchstaben. Fast schien es mir, als ob mir Stimmen ins Ohr wisperten.

Ich sah die Buchbinderin an. »Haben Sie etwas gesagt?«

»Nein«, schüttelte die den Kopf. »Und? Könnte es so alt sein, wie ich glaube?«

Langsam nickte ich. »Ja. Von der Schrift her könnte das sein. Und wenn ich es richtig verstehe, dann ist es ein Gedicht. Allerdings geht es um Erdreich und den Anbau von Früchten oder Pflanzen oder so. Und irgendwie glaube ich nicht, dass die Menschen damals über so etwas Banales geschrieben haben. Auf teurem Papier. Da ging es doch immer nur um Gott, Kriege, Gebete und Könige. Ich mag mich täuschen, ich bin ja nur eine Studentin, aber ...« Aus meiner Tasche zog ich mein Handy heraus. Sorgfältig zoomte ich verschiedene Ausschnitte der Handschrift heran und fotografierte sie. »Ich muss das übersetzen und dann im Internet ein bisschen herumsuchen.«

Die Buchbinderin sah mir neugierig zu. »Dann forsch doch ein wenig nach. Wenn du etwas herausfindest, kommst du wieder vorbei.«

»Das verspreche ich!« Schnell steckte ich das Handy wieder in meine Tasche und streckte ihr meine Hand entgegen. »Wahrscheinlich melde ich mich schon morgen Vormittag!«

Ich eilte nach Hause, und nach einem schönen Abendessen mit meinen Eltern, bei dem ich meine Mutter auf den neuesten Stand brachte, stürmte ich in mein altes Kinderzimmer

und klappte meinen Laptop auf. Ich übertrug die Daten der Bilder, die ich heute Nachmittag gemacht hatte, vom Handy auf die Festplatte und öffnete das erste. Wie lautete der Text? Mühselig fing ich an, die ersten beiden Sätze des Gedichtes zu übersetzen. Als ich fertig war, sah ich sie ratlos an.

Zahlreich gewiss sind Zeichen und Vorzug des ruhigen Lebens, nicht das Geringste ist es jedoch, der Rosenstadt Paestum Kunst sich zu weih'n in der Arbeit des fruchtbaren Gottes Priapus. Was für Land du immer besitzt, und wo es sich finde, sei's, dass auf sandigem Strich nur Steine unfruchtbar lasten, oder es bringe aus fetter Feuchte gewichtige Früchte, liegend auf ragenden Hügeln erhöht oder günstig im weiten niedrigen Feld oder lagernd geschmiegt an die Lehre des Tales – nirgends weigert es sich, die ihm eignen Gewächse zu zeugen.

In Ordnung. Dem Autor ging es also darum, dass man wohl lieber nicht auf der faulen Haut liegen sollte, sondern besser etwas anbauen sollte. Denn egal, welcher Boden sich einem bietet: Es gibt immer eine passende Frucht. So weit, so gut und richtig. Aber wer hatte es für nötig befunden, so etwas in Gedichtform zu fassen und der Nachwelt zu hinterlassen? Und wann?

Ich öffnete das Internet, und gab die ersten Zeilen auf Lateinisch in die Suchmaske von Google ein und landete auf einer Seite über ein Gedicht aus dem 9. Jahrhundert. Das erste Werk über die Kunst des Gartenbaus, von einem Mönchlein am Bodensee verfasst. Langsam scrollte ich nach unten, sah Gedichtfetzen, Übersetzungen, Einschätzungen – und endete

schließlich bei dem Satz: »Es gibt nur zwei komplett erhaltene Versionen des ›Hortulus‹, einzelne Strophen gelten als verloren.« Langsam hob ich meinen Blick und starrte in die Nacht. Ich wusste, wo genau sich der komplette ›Hortulus‹ in einer Originalhandschrift befand: bei Brunhilde in der Werkbank, eingeschlagen in ein Handtuch aus einem schwedischen Möbelhaus. War das möglich? Mein Herz raste, während ich weitere Fragmente eingab und immer wieder auf dasselbe Gedicht stieß, immer von diesem Mönch, Walahfrid Strabo, der damals am Bodensee einen Garten mit Heilkräutern angelegt und dann haarklein beschrieben hatte. Und damit wohl die erste Gartenkunde des Mittelalters verfasst hatte.

Sintlasau, 826 n. Chr.

Der Himmel spannte sich blassblau über der Insel, als der hochgewachsene, schlanke Mann langsam in Richtung des Ufers ging. Er bemühte sich, seinen Schritt etwas abseits der belebten Straße voller Schlamm und Unrat zu setzen, was ein schwieriges Unterfangen war, vor allem, je enger die Häuser in der Klosterstadt beieinander standen. Tierknochen, Fischköpfe und die Fäkalien von Menschen, Schweinen und Ziegen vermengten sich mit dem schlammigen Erdreich zu einem unsäglich stinkenden Pfad. Der Schwarzhaarige hatte kaum Augen für das geschäftige Treiben, das sich um ihn herum abspielte. Er sah stur auf den Boden – auch als ihn der Führer eines schweren Ochsespanns mit lauten Flüchen belegte, als er nicht wie alle anderen aus dem Weg sprang. Unbeirrt

lief er weiter durch die engen Gassen. Seine dunklen Locken fielen ihm fast bis auf die Schultern, auf denen ein dunkelbrauner Mantel lag. Der dunkelblaue Stoff eines Überwurfs, den er darunter trug, sah wertvoll aus, ebenso die Beinkleider und Schuhe. Erst als der junge Adlige die Pforte zum Kloster erreichte und davor stehen blieb, hob er das erste Mal den Blick und sah den alten Portarius ruhig an. »Seid begrüßt!«

Der weißhaarige Mönch winkte zurück und deutete ohne weitere Worte auf die Pforte, um dem Gast Einlass zu gewähren. Offensichtlich war der ernste Besucher heute nicht das erste Mal hier.

Nach dem Trubel auf den Straßen der Klosterstadt herrschte im Inneren des Klosterbezirks traumhafte Ruhe. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, ging der Fremde zu einem an eine Mauer gedrängten kleinen, aber gepflegten Garten. Darin stand ein junger Mann, dessen einfacher Habit ihn als schlichten Mönch auswies.

»Seid begrüßt, Thegan!«, winkte der Mönch ihm zu.

Thegans Gesicht wurde zum ersten Mal an diesem Nachmittag von einem schwachen Lächeln erhellt. »Walahfrid. Was arbeitet Ihr hier an diesem schönen Tag im Garten?«

»Ich pflanze ihn, wie schon letztes Frühjahr, neu an – aber dieses Mal gedenke ich, in einem umfassenden Werk genau zu beschreiben, wie die einzelnen Kräuter wirken.« Der Mönch sah die verschiedenen Beete zufrieden an und nickte. »Es sollten über zwanzig Kräuter sein, die ich in mein Gärtchen aufnehmen will.« Er legte seine Hacke zur Seite und kam näher. »Aber Ihr werdet Euch kaum mit mir über die Geheimnisse der Gartenarbeit unterhalten wollen, mein Freund. Wie geht es Euren Wunden?«

Thegan verzog leicht das Gesicht. »Ich fürchte zwar, ich werde nie wieder so beweglich sein wie vor meiner Zeit unter den Mauren, da mir noch immer bei jeder eiligen Bewegung der Schmerz in die Glieder fährt, aber der Infirmarius tut, was er kann.«

»Was nicht immer viel ist«, lächelte der Mönch. »Seine Ideen enden meist mit dem Aderlass und ein paar hilfreichen Gebeten. Soll ich einen Blick darauf werfen? Nicht mehr lange, und ich habe Blätter des Odermennig, die wir darauflegen können. Sie haben sich schon oft als hilfreich erwiesen, wenn das Messer eines Feindes eine zu dauerhafte Erinnerung hinterlassen hat.« Walahfrid winkte ihn näher heran. »Kommt hierher, in diese Kammer.«

Zögernd näherte sich Thegan. »Woher kommt Eure Erfahrung? Ihr seht mir noch recht jung an Jahren aus?«

Walahfrid lächelte, während er mit wehenden Gewändern vorausging. »Das sagen einige, aber ich wurde schon mit wenigen Jahren von meinem Vater in die Obhut des Klosters gegeben, und der Abt hat mich damals nach Fulda geschickt. Dort hat Rabanus Maurus meine Ausbildung überwacht – und ich kann mir nicht denken, dass es einen besseren Lehrer hier im gesamten Reich Karls des Großen geben könnte!«

»Wenn Ihr das sagt, wird es wohl stimmen.«

Sie betraten einen kleinen Raum, in dem einige getrocknete Kräuter von der Decke hingen und für einen angenehmen Geruch sorgten. Nach dem Gestank und Unrat der Straßen fühlte Thegan sich sofort wohler. Er atmete tief durch. Doch Walahfrid wollte offensichtlich keine Zeit verlieren. Er deutete auf den breiten Gürtel des Adligen. »Dann zeigt mir, was Euch Beschwerden bereitet.«

Thegan zögerte. »Ihr könnt mir wirklich helfen?«, fragte er misstrauisch.

»Das liegt in der Hand einer höheren Macht. Aber es könnte sein, dass ich die richtigen Kräuter kenne, um Eure Leiden etwas zu mindern«, erklärte der Mönch. Erst jetzt, wo er sein Gegenüber abschätzend ansah, bemerkte der Adelige, dass der junge Mönch leicht schielte.

Schließlich öffnete Thegan langsam seinen Gürtel und legte erst den Mantel und dann sein Obergewand ab. Selbst im Halbdunkel der kleinen Kammer schienen die Narben auf dem Oberkörper des jungen Mannes rot und entzündet. Sie glänzten ungesund. Walahfrid hob seine Hände und drückte leicht auf eine Stelle, an der sich die empfindliche neue Haut über den Bogen der Rippe spannte.

»Darf ich fragen, wie weit diese Verletzungen reichen?«

Ohne ein weiteres Wort schob Thegan sein Beinkleid nach unten. Die Narben wurden schmaler und sahen weniger schmerzhaft aus – aber sie endeten erst kurz vor dem Knie. Wieder fuhr der Mönch mit seinen Fingern über die frisch verheilte Wunde.

»Ihr habt Glück, dass die Verletzung hier in der Leiste nicht tiefer ist«, bemerkte er. »Das Blut fließt dort nicht tief unter der Haut, da kann einem leicht der Lebenssaft abhanden kommen.«

Thegan richtete seine Beinkleider wieder zurecht und richtete sich mit einem leichten Stöhnen auf. »Und nicht selten wünsche ich mir, dass dieser Maure ein wenig beherzter zugestoßen hätte. Dann müsste ich mich jetzt nicht mit all den dunklen Träumen und den ewigen Schmerzen herumquälen.«

Walahfrid schüttelte den Kopf. »Das dürft Ihr nicht sagen, das grenzt an Ketzerei. Wenn Ihr überlebt habt, dann solltet Ihr Eurem Schöpfer auf Knien danken und nicht über die Vorzüge des Todes nachdenken.«

Der Adelige sah den jüngeren Mann in dem Mönchshabit mit einem leisen Lächeln an und warf sein Obergewand wieder über die Schultern. »Das könnt Ihr nur sagen, weil Ihr noch wenig über das Leben wisst.«

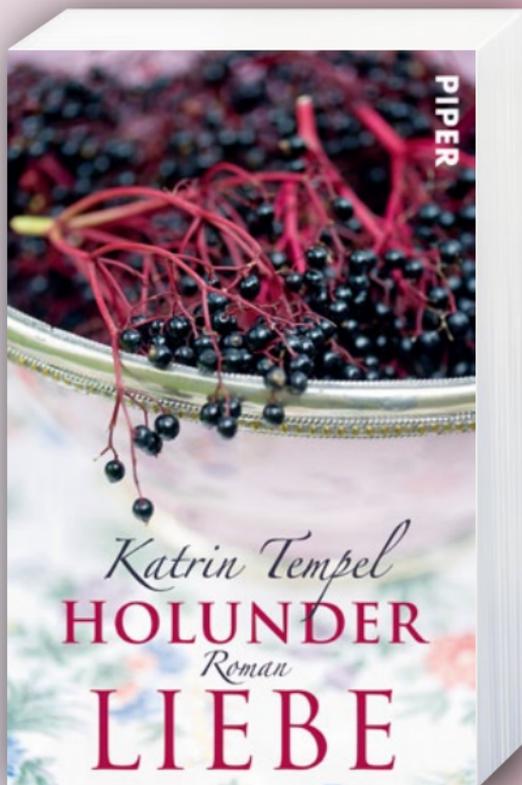
Einen Augenblick lang schien der Mönch nachzudenken. »Böse Träume, die Euch den Schlaf rauben, sind also Euer Problem?«

»Das und die Schmerzen, die mir jede Bewegung bereitet.«

Der Mönch schien zu zögern, lächelte den jungen Adligen dann aber aufmunternd zu. »Bitte versteht mich nicht falsch, ich möchte nicht einen so hohen Gast der Sintlasau zu niedrigen Diensten verpflichten, aber ... Wenn Ihr mir in meinem Gärtchen helfen würdet, dann verspreche ich Euch, dass Ihr schon bald die heilsame Wirkung der eigenen Hände Arbeit mit dem fruchtbaren Boden und den Pflanzen verspüren werdet. Viele unguete Gedanken werden durch diese mitunter kontemplative Beschäftigung vertrieben – und mit dem, was wir ernten, werden wir Eure Schmerzen verjagen.«

*Wird Walahfrid Thegans Beschwerden lindern können?
Und was geschieht mit Lena – wird sie mit ihrem
historisch so bedeutenden Fund ihren Fehler vergessen
machen können? Lesen Sie weiter in Katrin Tempels
Roman »Holunderliebe«.*

Ab 13. August bei Thalia!



Piper Taschenbuch. 400 Seiten
€ 9,99 (D) / € 10,30 (A) / sFr 14,90*
*unverb. Preisempf.

Erhältlich als
E-Book

www.piper.de

Thalia Holding GmbH
Hermannstraße 18
D-20095 Hamburg
Die Adresse Ihrer Thalia-Buchhandlung
vor Ort finden Sie unter:
www.thalia.de/adressen

Entdecke neue Seiten

 **Thalia**.de
Bücher, Medien und mehr